



DER BUNDESGERICHTSHOF BILLIGT DIE DISKRIMINIERUNG DER HOMO-EHE

Dem Zeitgeist unterworfen

Keine Überraschung ist dieses Urteil des Bundesgerichtshofes zur Diskriminierung homosexueller Paare bei der Zusatzaltersversorgung im öffentlichen Dienst. Die Grundrechte von gleichgeschlechtlichen Paaren, so das Gericht, seien nicht berührt, denn das Grundgesetz lasse eine Privilegierung der klassischen Ehe zu. Wohl wahr: Das hat auch das Bundesverfassungsgericht vor knapp fünf Jahren so bestimmt – aber zugleich gesagt, dass, wenn der Gesetzgeber es wolle, die Eingetragenen Lebenspartnerschaften von Schulen und Lesben den der klassischen Ehe bei Rechten und Pflichten gleichgestellt werden können.

Das war damals ein revolutionärer, gegen den juristischen Mainstream formulierter Spruch. Das höchste Gericht unseres Landes anerkannte homosexuelle Paare als potenziell mit der Ehe gleichwertig. Aber Juristerei wird von Menschen gemacht, nicht von Maschinen – und sie wird von Mentalitäten wie Zeitgeist geprägt. Wie das Bundesverwaltungsgericht in einem früheren Verfahren hat sich nun auch der Bundesgerichtshof die Argumentation des Bundesverfassungsgerichtes zu Ei-

gen gemacht: Die Homo-Ehe kann, muss aber nicht der Ehe gleichgestellt werden.

Und so sprachen und sprechen sie höchststrichlich: Die Ehe kann Privilegien in sich bergen, die aus der Sache heraus nicht zu rechtfertigen sein müssen. Und das wird gesellschaftlich selbst bis in liberale und sozialdemokratische Kreise hinein auch akzeptiert: Die Homo-Ehe ist okay – aber sie darf nicht einfach so viel gelten wie eine standesamtlich zertifizierte Hetero-Verbindung. Eine politische wie juristische Begünstigung im Namen dessen, was immer schon üblich war. Aber weshalb sollen Homopaare, die Kinder haben, nicht die gleichen Rechte haben wie verschiedengeschlechtliche Eltern? Und: Weshalb sollen Heteropaare, die keinen Nachwuchs haben oder ihn nicht mehr versorgen, ein Ehegattensplitting in Anspruch nehmen können?

Das Gericht hat ein Urteil gesprochen, das nicht einmal finanzpolitisch begründet ist, sondern nur dieses sagt: Heterosexualität finden wir besser – und Homosexuelle sollen nicht so wertgeschätzt werden wie diese. **JAN FEDDERSEN**

UNICEF-STUDIE: DEUTSCHE KINDER HABEN KEINE GUTE LEBENSUmwELT

Deutschland überfordert seine Mütter

In Sachen Kinderfreundlichkeit behauptet sich das reiche Deutschland nur knapp im Mittelfeld. Vier Indikatoren in der Unicef-Studie werfen Schlaglichter auf eine Kindheit, die besser verlaufen könnte. Zum Ersten sind verhältnismäßig viele Kinder hierzulande arm, obwohl Familien stark subventioniert werden. Das Geld kommt offenbar bei den Kindern kaum an. Zum Zweiten bekommen deutsche Kinder den wenigsten Zuspruch von allen. Zum Dritten, und das kann man geradezu als Folge aus Befund zwei interpretieren: deutsche Kinder neigen verstärkt zu Risikoverhalten wie Rauchen und Trinken. Und zum vierten: Mädchen fühlen sich mit zunehmendem Alter signifikant stärker unwohl als Jungen.

All diese Befunde weisen darauf hin, dass die deutsche Kinderpolitik nicht gerade optimal ist. Aber was ist das deutsche Modell? Es ist die langjährige Überzeugung, dass Kinder am besten bei der Mutter daheim aufgehen sind und man sich in deren Erziehung nicht einmischet. Deshalb das viele Kindergeld, deshalb so wenig auswärtige Er-

ziehung. Ein Modell, das nach dem Krieg wiederbelebt wurde, weil man nie wieder staatliche Erziehungsprogramme wie die der Nazis haben wollte. Doch wurde damit eben auf ein bürgerliches Modell aus dem 19. Jahrhundert zurückgegriffen, das im 21. Jahrhundert nicht mehr richtig funktioniert.

Die Mütter sind überfordert. Kinder von heute sind Medieneinflüssen ausgesetzt, müssen sich in komplexen sozialen Situationen behaupten und brauchen viel mehr Orientierung als früher. Das kann keine Mutter daheim leisten – und auch kein Vater. Die Kinder müssen hinaus in die Welt und all diese Orientierungen vor allem mit Gleichaltrigen lernen. Und die Mädchen? Offenbar ist es nicht leicht, sich in den Rollenforderungen zurechtzufinden. Da ist die Mutter, die sich für die Familie aufgeopfert hat, und da sind andererseits Karriere-treue, für deren Verwirklichung man vielleicht gar kein Rüstzeug mitbekommen hat. Die Verfasser der Studie haben Recht: Es wird Zeit, dass Staat und Gesellschaft die Mütter mit mehr Einrichtungen für Kinder entlasten. **HEIDE OESTREICH**

NICHT NUR HOOLIGANS RANDALIEREN IN DEN FUSSBALLSTADIEN

Hausgemachte Aggressivität

Theo Zwanziger hat es erkannt. Der Präsident des Deutschen Fußballbundes (DFB) weiß, dass es ein Problem gibt in deutschen Stadien, ein Gewaltproblem. In den Tagen nach den Krawallen am Rande des Landespokalspiels zwischen Lok Leipzig und Erzgebirge Aue II schickte er mahnende Worte aus der DFB-Zentrale in Frankfurt am Main in die Republik. Die sorgten zunächst für einiges Erstaunen. Der oberste deutsche Fußballfunktionär sprach sich für die Absage eines ganzen Spieltages in Sachsen aus.

Zwanziger weiß, dass seine Forderung an der Fußballbasis nicht allzu gut angekommen ist. Ohne die eindeutigen Worte Zwanzigers hätte sich der sächsische Fußballverband wohl nicht zur Absage von 60 unterklassigen Begegnungen rund um Leipzig durchringen können. Der DFB-Chef sieht den Fußball in der Verantwortung. In den Vereinen, auch bei Lok Leipzig, verortet man die Krawallmacher dagegen meist woanders. „Das sind keine Fußballfans“, lautet das Mantra derjenigen Funktionäre, denen es immer wieder gelungen ist,

sich aus der Verantwortung für die Geschehnisse in ihren Stadien zu stellen. Die Hooligans, die von beinahe überall aus der Republik zum Showdown nach Leipzig angereist sind, scheinen ihnen vordergründig Recht zu geben.

Doch es waren eben nicht nur kriminelle Schläger, deren Aggressivität sich am Bruno-Plache-Stadion entladen hat. Es waren junge Lok-Fans, diejenigen, die im Stadion meist am lautesten jagen, die immer wieder neue Transparente malen, es waren die sogenannten Ultras, die auf die Polizei losgegangen sind – junge Männer, die sich selbst immer wieder als die treuesten aller Fans bezeichnen. Während die harten Jungs auf die Polizei losgegangen sind, standen gut 500 andere daneben und haben sich köstlich amüsiert. Auch sie sind Anhänger. Die Klubführung von Lok Leipzig hat sich distanziert von den Krawallmachern. Gut. Aber den Satz, den Theo Zwanziger schon bei der Gewalttätigkeit des letzten Herbstes ausgesprochen hat, wird man so schnell nicht hören. „Wir haben ein Problem.“ **ANDREAS RÜTTENAUER**

Der Kunde als Gratis-Designer

Das Web 2.0 gilt vielen Trendforschern als Reich der Freiheit. Doch vor allem können Firmen rationalisieren und umsonst kreative Ideen der Internetnutzer abschöpfen

Viele Trendforscher und Medien sind euphorisch: Mit dem interaktiven Web 2.0 entstehe eine Kommunikationsform, die an die Marktplätze des antiken Griechenlands erinnere. Jeder kann jedem begegnen und frei seine Meinungen austauschen. Etwas Elementares habe jetzt seine zeitgenössische Form gefunden, schrieb etwa Gero von Randow in der Zeit. Es kommt einem Habermas' herrschaftsfreier Diskurs in den Sinn.

Keine Frage, das Fieber der Internet-Ökonomie ist wieder da. Spektakuläre Web-2.0-Geschäftsmodelle wie YouTube mit dem Slogan „Broadcast yourself“, MySpace („A Place for friends“) oder in Deutschland studyVZ („Bist du schon drin?“) haben für gigantische Summen die Besitzer gewechselt – die Spanne reichte von geschätzten 50 Millionen Euro bis 1,6 Milliarden Dollar. Aber dieses Geld wurde nicht nur gezahlt, damit sich Internet-User in ihrer Freizeit im herrschaftsfreien Diskurs erproben können. Internet und Web 2.0 sind zentraler Werkzeuge der globalen Wissensökonomie: Sie ermöglichen ganz neue Formen der betrieblichen Rationalisierung und des kostenlosen Abschöpfens kreativer Kopfarbeit.

Schon bisher hat das Internet zu starken ökonomischen Veränderungen geführt, die durch das

Manche Konsumenten „arbeiten“ bis zu 12 Stunden pro Woche unbezahlt für die Self Service Economy

Web 2.0 nochmals gesteigert werden. In vielen Bereichen ist es längst Alltag, via Internet Verwaltungsvorgänge auf den Kunden zu überwälzen – etwa bei der Buchung von Reisen, bei Geld- und Paketautomaten, beim Online-Banking und beim Check-in-Center der Bundesbahn oder auf Flughäfen. Es gibt Schätzungen für die USA, wonach manche Konsumenten bereits mit acht bis zwölf Stunden pro Woche ihren unbezahlten Beitrag als Teilarbeitskräfte für die „Self Service Economy“ leisten.

Arbeitsparende Internetanwendungen beschränken sich aber nicht auf „Überwälzungen auf die Quelle des Geschehens“, wie die Managementlehre das nennt. Team- und Arbeitsgruppen sind in Unternehmen mittlerweile weit verbreitet. Anders als in traditionellen, hierarchiegesteuerten Abteilungen sind sie über Zielvorgaben mit einem beträchtlichen Maß an Selbständigkeit und Selbstorganisation ausgestattet. Das ist an sich nicht schlecht, doch diese Teilautonomie ist eine notwendige Vorstufe, um Teams und Mitarbeiter ganz auszulagern.

Was spricht denn gegen das Outsourcing von Arbeit?, lautet die verbreitete Managementauffassung. Das spart Kosten und reduziert die Komplexität der Organisation. Der Angestelltenstatus kann entfallen. Die Ehe-

mahlen lassen sich je nach Projektbedarf auf Honorarbasis wieder anmieten. Dazu benötigen sie keinen Büroarbeitsplatz. Internet und IT-Equipment stellen die Einbindung in die Arbeitsorganisation jederzeit unkompliziert her. Soll der „Management-Overhead“ für das Unternehmen zusätzlich reduziert werden, so wird man den „Outsourceden“ auch noch die Koordination der Projektgruppe überlassen. Der bisher beste Schutz vor Arbeitsplatzverlust, die Restriktionen Ort und Zeit, tragen im Zeitalter des Internet nicht mehr.

Das Modell Outsourcing ist zu überbieten, wenn Büro- wie Handwerkerarbeiten per Internetauktion „geringstbietend“ versteigert werden. Der französische Journalist Pierre Lazuly nennt dies „Webshoring“. Qualität und Leistungen des Programmierers, Grafikers, Redakteurs, Übersetzers, Anwalts oder der Schreibkraft lassen sich wie eBay durch Punkte der Arbeitgeber bewerten. Der Reiz dieses Modells für Volkswirte dürfte in der Herstellung des Ideals der fast vollkommenen Konkurrenz liegen. Setzt sich dieses Modell durch, so gilt auch hier „Geiz ist geil“, besser mit „the worker is the loser“ (Verlierer ist der Arbeitnehmer) zu übersetzen.

Diese neue Selbständigkeit kann den Solo-Unternehmern durchaus mehr Freiheit, Eigenverantwortung und Selbstbestimmung bringen. Aber bei allem Reiz, der sich ja bereits in der schwärmerischen Metapher „digitale Bohème“ ausdrückt, ist das Solo-Unternehmertum häufig kein freiwilliger Status. Er ist oft mit geringer Sicherheit und unzureichender Auslastung verbunden.

Die sich angeblich massenhaft verbreitende Telearbeit im Angestelltenverhältnis war über zwei Jahrzehnte das Lieblingsthema der Trendforscher. Damit lag diese Branche jedoch komplett daneben. Empirische Untersuchungen der amerikanischen Sozialwissenschaftlerinnen Orlikowski und Barley zeigen, dass die Verbreitung der IT in Privathaushalten nicht in dem erwarteten Maße dazu geführt hat, Büroarbeit durch Telearbeit zu ersetzen (substituieren). Viel stärker ist der Trend, „office work“ über die Arbeitszeit hinaus mit nach Hause zu nehmen. Es wird also Arbeit draufgesetzt (supplement). Im Ergebnis trägt das Internet dazu bei, die Arbeitszeit zu verlängern. Die Bereitschaft dazu ist in Zeiten knapper Arbeitsplätze groß.

Überwälzen, Verlagern, Drauf-satteln! Das Internet lässt jedoch noch Steigerungen zu, wenn es gelingt, Menschen freiwillig zu kostenloser Mitarbeit zu bewegen. So setzen etwa große Softwarekonzerne ihre neuen, noch fehlerhaften Programmversionen – die Betaversionen – in der Erwartung ins Freiland, dass gebagte Programmierer dies als sportliche Herausforderung verstehen, Programmfehler suchen und schnell an den Softwarehersteller zurückmelden.

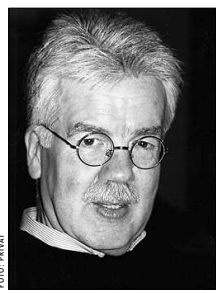
Das kostenlose und freiwillige Abschöpfen von Kopfarbeit hat jetzt durch das Web 2.0 ein ideales interaktives Medium. Web-2.0-Communities werden von Unternehmen nicht nur etabliert, um die Akzeptanz ihrer Produkte ohne aufwändige Marktforschung besser einschätzen zu können. Sie sind so auch in der Lage, wie beispielsweise die Firma Lego, ihre Entwicklung zu rationalisieren, indem sie Konsumenten in die Produktentwicklung einbeziehen. Warum viele Designer, Kreative, Ideen-

Web-2.0-Communities werden etabliert, um die Akzeptanz von Produkten besser einschätzen zu können

geber oder Programmierer beschäftigen, wenn die Freerks weltweit auch freiwillig tätig werden und dafür nur ein „Vergelt's Gott“ verlangen – heute in der zeitgemäßen Form eines Awards oder einer Namensnennung auf dem mitentwickelten Produkt („Co-designed by Willi Müller“).

Damit der Einzelne zum bloßen „Jäger“ oder auch unbemerkt zum Zuträger für professionelle Sammler wird, reichen schon E-Mail- und SMS-Technologie aus. Die Sammler werben diese Informationen kostenlos. In Zukunft könnten Zeitungen nach diesem Geschäftsmodell funktionieren. Lesersperren steuern Fotos, Videos und Texte bei; Redakteure wählen aus. In diese Kategorie fallen auch Internetfirmen, die vorhandenes Wissen aggregieren und daraus ein neues Produkt generieren. Dies ist im Kern auch das Geschäftsmodell Google.

Mit Internet und Web 2.0 treibt eine Avantgarde von jungen, kreativen Leuten Innovationen voran. „Open“ oder „User Innovations“ lauten die neuen Metaphern. Nur werden sie wie die Open-Source-Bewegung in der Regel ziemlich schnell „kommerziell eingemeindet“. Es ist heute der fast schon übliche Weg, wie Innovationen in der Wissensökonomie zustande kommen. **ARNO ROLF**



Arno Rolf ist Informatikprofessor an der Universität Hamburg. Im Frühjahr erscheint sein neues Buch „Informationstechnik in der globalen Wissensgesellschaft – Orientierungswissen für Informatiker, Wirtschaft- und Sozialwissenschaftler“

die anderen zum atom-abkommen mit nordkorea

Die spanische Zeitung *El País* schreibt zum Kompromiss: Es gab bisher so wenig Fortschritte, dass die Einigung nun als ein Durchbruch erscheint. Die Zusage Nordkoreas, seine wichtigste Atomanlage im Austausch gegen Energiehilfen zu schließen, bedeutet eine Erleichterung. Aber sie ist noch längst nicht in die Tat umgesetzt. In der Vergangenheit hatte das Regime mit allen Tricks gearbeitet. Es kommt nun darauf an, dass die USA, Japan und Südkorea die Zusammenarbeit mit Nordkorea entwickeln, damit die Isolierung des kommunistischen Bunkers durchbrochen wird. Man kann dem Feudalregime erst dann vertrauen, wenn es seine alte Paranoia überwunden hat.

Die *Basler Zeitung* sieht Nordkoreas Diktator als Gewinner: Nordkoreas Führer Kim Jong Il hat hoch gepokert und, so wie es aussieht, gewonnen. Sein mächtigster Feind, US-Präsident George W. Bush, ist anscheinend bereit, ihn als ernsthaften Partner anzuerkennen. Jetzt sind Verhandlungen über diplomatische Beziehungen nicht mehr ausgeschlossen. Auch über das Ende der Sanktionen wollen die Amerikaner reden. Nun sind Nordkoreaner und Amerikaner wieder am Ausgangspunkt angelangt – mit einem Unterschied: Kim sitzt auf der Bombe. Er hat damit der Welt bewiesen, dass es sich lohnt, aus einer Position der Stärke mit den USA zu verhandeln.